



Ausflug nach "St. Anna" in Loteni.

---

singen und zu tanzen anfangen. Die Schwarzen sind und bleiben die reinsten Kinder, und deshalb ist ihnen kein Fest im ganzen Jahr so ins Herz gewachsen, als gerade das heilige Weihnachtsfest.

Emaus, 28. Dezember 1910. — Wir stehen noch immer im Banne des hl. Weihnachtsfestes. Gestern, am Johanni-Tag, kamen die Kinder unserer Nachbarstation „Mariahilf“ hieher auf Besuch. Sie hatten einen Weg von gut sechs Stunden zu Fuß zurückzulegen, doch das war in ihren Augen nichts. Singend und jubelnd zogen sie hier ein, und nach kurzer Rast und einem bescheidenen Mittagessen ging schon wieder das Singen und Tanzen los! Die Schwarzen scheinen bei solchen Anlässen keine Ermüdung zu kennen.

Körnern, von den Schwarzen „inkobe“ genannt, etwas weiteren Proviant nahmen wir in Taschen und Tüchern mit auf den Weg. Es hatte während der Nacht hier in den Bergen stark gereift, denn wir befanden uns mitten im afrikanischen Winter, obgleich der Kalender erst auf den 14. Juni zeigte, und somit wählten wir statt der schmalen, durch hohes Gras führenden Fußpfade die etwas weitere Straße. Bald waren wir am Soloohlwa, einem Nebenfluss des Umkomaas. Jetzt bei dem niedrigen Wasserstand war er leicht zu überschreiten, im Hochsommer dagegen wälzt er oft ganz gewaltige Wassermassen daher und kann recht gefährlich werden. So sind letzten Sommer zwei Pferde darin umgekommen; die Strömung war so groß, daß es die Kadaver eine volle Stunde weit forttrug und erst an



P. Chrysostomus und Christen in St. Bernard, dritte Filiale von Hardenberg.

Nebrigens ist ihr Tanz durchaus wohlständig und dezent; Knaben und Mädchen tanzen in getrennten Gruppen für sich und keines berührt das andere. Dabei wird gesungen, gestampft und geslatscht, daß man es auf weite Entfernung hört. Gönnen wir den Schwarzen dieses harmlose Vergnügen, denn solch' lebhafte Gefühlsäußerungen liegen nun einmal in ihrer Natur.

### Ausflug nach „St. Anna“ in Loteni.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Nach glücklich bestandener Schulprüfung erhielten unsere Kinder vom Herrn Inspektor einen Banktag zuerkannt. Wir benützten diese Gelegenheit zu einem Ausflug nach „St. Anna“, woselbst unser hochwürdiger Superior, P. Beda, ebenfalls mit der eigentlichen Missionsarbeit betraut ist.

Gegen  $\frac{1}{2}5$  Uhr brachen wir von Citeaux auf. Zum Frühstück gab es eine Mischung von Bohnen und Mais-

der Mündung des Soloohlwa in den Umkomaas, hart an der Grenze unserer Farm, ans Land warf.

Nach einem weiteren Marsche von etwa zwei Stunden waren wir am Umkomazana, einem zweiten Nebenfluss des Umkomaas, der aber noch bedeutend größer und gefährlicher ist als der Soloohlwa. Von einer Brücke ist da nirgends eine Rede, und so kann es bei Hochwasser vorkommen, daß man tagelang warten muß, bis ein Durchschreiten möglich ist. Diesmal ging, wie gesagt, alles gut. Als wir auch den Umkomaas glücklich hinter uns hatten, nahmen wir im Grase sitzend, unser Mittagsmahl ein. Nach kurzer Rast ging's mutter weiter, immer bergauf und bergab. Das Panorama wurde immer schöner, die Aussicht beständig weiter und großartiger. Rechts hatten wir den imposanten Malungana-Berg mit seinen fast senkrecht zum Himmel aufsteigenden Zacken und Felswänden; zeitweilig glaubt man eine mittelalterliche Burgreste mit uneinnehmbaren Wällen und Mauern und wunderlich ge-

formten Türmen und Zinnen vor sich zu sehen. Oben auf der Bergkuppe lag Schnee, unten im Tale aber waren ein paar Farmer bei hellem, warmen Sonnenschein mit der Heuernte beschäftigt. Unser Weg führte nun dem Lotenifluß entlang, den wir bald zur Rechten, bald zur Linken hatten, denn wir mußten ihn im ganzen viermal überschreiten.

Etwa 1½ Stunden von „St. Anna“ entfernt, hielten einige Christen für unsere Schulkinder, die allmählich müde zu werden anfingen, einen kleinen Imbiß nebst einem kührenden Getränke bereit. Das gab wieder Kraft und frischen Mut! Endlich hatten wir den letzten Wasserlauf, Hlatimbe genannt, glücklich passiert, und aller Augen waren sofort nach „St. Anna“ gerichtet. Es konnte nicht mehr fern sein, den schon winkte von einer hohen Bergspitze aus das Zeichen des Heiles, das Kreuz. Siehe, da ist es! Auf einer sonnigen Anhöhe, rings von Hügeln umgeben, liegt es mit seinem Kirchlein, einer Schule und einem Blechhause daneben recht freundlich da. Im Hintergrunde erhebt sich die langgestreckte Kette der Drakensberge, zur Seite der vorhin erwähnte Malunga-Berg mit seinen vielen, großen Ausläufern. Der Platz ist gut gewählt. Allerdings fehlt es gegenwärtig noch an Brenn- und Nutz-

holz, doch unsere Brüder waren schon bemüht, ein Wattelwäldechen nebst einem kleinen Obstgarten anzulegen. Gegenwärtig ist nur ein Priester zum Messseien und ein Bruder dort.

So waren wir also glücklich am Ziel! Die meisten waren ordentlich müde, waren wir doch von früh morgens bis zur späten Nachmittagsstunde auf dem Wege gewesen; denn, als wir in „St. Anna“ einzogen, war schon die Sonne dem Untergange nahe. Die Station ist arm; da ist nichts da, um fünfzig neuangefommene Schulkinder zu bewirten. Doch wir hatten keine Not zu leiden, dafür sorgten schon die schwarzen Christen, die uns von allen Seiten her zu essen brachten und für die Kinder schnell einen kräftigen ipalitshi (Maisbrei) bereiteten. Ja, einer der braven Neudritten führte sogar eine Ziege herbei und machte sie uns zum Geschenk. So gibt's überall brave Leute, bei den Schwarzen, wie unter den Weißen.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, eilten die Schwarzen schon in aller Frühe zum Empfange der hl. Sakramente und zum Gottesdienste herbei, denn sie hatten Tags zuvor mit Staunen unsern Zug gesehen. Bald vermochte das Kirchlein die Leute nicht mehr zu fassen. Möglich, daß manche auch aus bloßer Neugierde herbeieilten, denn es war heute das erste Mal, daß Schwestern nach „St. Anna“ gekommen waren; macht nichts, schon oft ist einer anfangs aus bloßer Neugierde zu uns gekommen und später doch geblieben und ein guter Christ geworden. Nach der hl. Messe wurde eine Katechese gehalten, dann folgte eine Prozeßion, wobei der hl. Rosenkranz gebetet und einige Lieder gesungen wurden. Ein paar kleine Fähnchen, die man in der Eile an Blätterwattel-Stangen befestigt hatte, standen auch zur Verfügung. Wie staunten darüber die umwohnenden Protestanten, die in der Nähe auch ihren Gottesdienst gehalten hatten! Sie wandten kein Auge von uns ab, bis die Prozeßion wieder in das Missionskirchlein zurückgekehrt war.

Am Montag kamen die guten Christen nochmals in aller Frühe, noch bevor die Sonne aufgegangen war, zum Gottesdienste hieher. Die armen, schlecht gekleideten Leute zitterten vor Kälte, denn alle Wiesengrände ringsum waren stark bereist. Die Schwarzen fürchten sonst die Kälte sehr und pflegen daher zur Winterszeit ihren Saal nicht zu verlassen, bevor die Sonne am Himmel steht, daher ist ihnen das hier gebrachte Opfer doppelt hoch anzurechnen.

Bald darauf mußten auch wir wieder Abschied vom lieben „St. Anna“ nehmen. Bei der ersten Katechesenstelle war für die Kinder ein kräftiges Frühstück bereit nebst etwas Proviant auf den Weg. Im Laufe des Nachmittags kamen wir an einer protestantischen Schule vorbei. Die Knaben waren eben mit einem Neubau beschäftigt, die Mädchen hatten Nähunterricht. Doch wir durften uns nicht lange aufhalten, denn wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. Tatsächlich rief schon das Glöcklein zum „Engel des Herrn“, als wir am Abend wieder frohgemut in unser liebes Citeaur einzogen. Bald war alle



Der fast 88jährige Br. Hilarion bei der Arbeit.

Müdigkeit vergessen, und unsere Kinder redeten noch viele Wochen lang von all den Herrlichkeiten, die sie beim Ausflug nach „St. Anna“ gesehen! —

### Raubtiere in Rhodesia.

Von Br. Slavian Magiera.

„St. Barbara“. — Während Natal und weite Strecken der Kapkolonie wegen der schon weit vorgeschrittenen Kultur fast ganz frei von Raubtieren sind, hat Rhodesia noch ziemlich schwer darunter zu leiden. Kurz vor Weihnachten 1912 beeindruckten uns Leoparden mit ihrem Besuch. Sie nahmen gleichsam schriftweise. Zuerst raubten sie nämlich im Kaparari-Kraal, eineinhalb Stunden von hier entfernt, drei Stück Vieh, meist zweijährige Kälber; in der zweiten Nacht holten sie im Ngiazwambo-Kraal, der uns etwas näher liegt, ebenfalls drei Stück, und rückten dann gegen den nur eine halbe Stunde von „St. Barbara“ entfernten Vanhu-Kraal vor, wo sie sich mit zwei Ziegen und einem Schweine begnügten. Da hieß es also aufpassen! In der vierten Nacht, so rechnete ich, würden sie sicher zu uns kommen.

Wir hielten unsere Ställe gut verschlossen und glaubten, da könne uns nichts mehr passieren; nur eines übersehen wir: am oberen Mauerrand, hart unterin Dach, hatten wir zur besseren Ventilation der Stallungen mehrere ziemlich große Öffnungen gelassen. Diese verstopften wir nicht, weil sie, wie gesagt, so hoch lagen. In der folgenden Nacht machte Tido, unser treuer Haushund, einen entsetzlichen Lärm. Wir ahnten sofort, was los sei und eilten dem Schweinstalle zu, wo ein paar junge Schweinchen mörderisch schrieen. Doch es war schon zu spät. Drei kleine, erst acht Wochen alte Schweinchen waren verschwunden, die übrigen befanden sich in höchster Aufregung. Offenbar waren die Leoparden durch die genannten Öffnungen hereingekommen und hatten sich sodann samt ihrer Beute auf dem gleichen Wege hinausgeflüchtet. An eine Verfolgung war in dem hohen Gras und Gebüsch bei stockfinsterer Nacht nicht zu denken. Tido rannte ihnen allerdings eine gute Strecke nach, doch die Räuber waren ihrer Beute schon sicher. Am folgenden Tag sahen wir deutlich ihre Spuren. Später drangen sie in einem Kaffernkraale ein, der eine Stunde hinter „St. Barbara“ liegt, und holten da um acht Uhr früh, also am hellen Tage, zwei Ziegen, die man zweben aus dem Stall herausgelassen hatte. Die Bestien müssen sehr hungrig gewesen sein, denn sonst lassen sie sich bei Tag nicht jagen. Seit zwei Monaten haben wir nichts mehr von ihnen gesehen oder gehört; hoffentlich bleibt jetzt dauernd Friede.

Viel Trubel machen uns auch die vielen Wildschweine. Sie kommen namentlich nach starken Regengüssen und wenn der Mais anfängt, Kolben zu bilden. Gewöhnlich beginnen diese Vorstentiere abends um acht Uhr ihre nächtlichen Wanderungen und Streifzüge durch eine Reihe von Maisfeldern. Da wird dann alles, was ihnen in den Weg kommt, umgeworfen und niedergetrieben und die Erde aufgewühlt, so daß ein Feld, in dem ein paar solcher Wildschweine eine volle Nacht hindurch an der Arbeit waren, schrecklich aussieht. Was fleißige Menschenhände innerhalb vieler Wochen mit vieler Mühe und Peinlichkeit gepflanzt und gebaut haben, wird da in einer Nacht erbarmungslos ruiniert. Die Schwarzen suchen sich, so gut sie eben können, dieser Feinde zu erwehren; sie bauen mitten im Maisfeld eine

Hütte und wohnen da bis nach Schluss der Ernte Tag und Nacht. Sie und da stellen sie auch Pfosten und Baumstämme auf, befestigen daran ein paar ausgehöhlte Kürbisse oder zerbrochene Töpfe und leiten von hier aus Schnüre und Stricke in ihre Wohnhütten, so daß durch ziehen und Zerren dieser Schnüre immer Lärm und Spektakel gemacht werden kann. Andere machen sich Pfeifen und Trompeten aus Rohr und blasen darauf aus Leibeskräften, auch die Weiber lärmten und schreien dazwischen, so daß in der Nähe einer solchen Hütte kein Mensch in Frieden schlafen kann. Die Wildschweine selbst aber, die durch all dies Getue verscheucht werden sollen, fehren sich nur wenig daran und wühlen in der Regel ruhig weiter.

Manchmal machen auch etliche zehn oder fünfzehn Schwarze zusammen Jagd auf die Wildschweine. Sie bewaffnen sich zu diesem Behufe mit Speeren und nehmen auch ihre Hunde mit. Nicht selten ergreifen aber alle zusammen das Hasenpanier, denn sie haben vor einer Wildsau, die sich im Zorne furchtlos ihrem Gegner stellt, gewaltigen Respekt. So zogen eines Sonntags mehrere Männer und Burschen auf die Jagd. Nach einer halben Stunde etwa taucht ein riesengroßes Tier aus dem Grase auf und geht geraden Wegs auf die Jäger los. Diese kehren schleunigst um und fliehen nach allen Seiten davon. Doch einen erwacht das Schwein am Beine und beißt ihm ein so tiefes Loch hinein, daß der arme Mann viele Wochen lang mit verbundenem Fuß umherhinkte. — Ein anderermal jagten die Käffern mehrere Wildschweine zugleich auf. Das größte der Tiere wendet sich plötzlich um und fährt einem der Jäger zwischen die Beine. Dieser purzelt zweimal um, seine Genossen suchen das Heil in der Flucht, und die Wildschweine können in aller Ruhe einen neuen Schlupfwinkel aussuchen. Wohl gelingt es den Schwarzen hier und da, eines dieser Tiere zu erlegen, Tatsache aber bleibt, daß die Bestien von Jahr zu Jahr zahlreicher auftreten.

Nun noch ein Wort über die Affen. Die sind zu vielen Hunderten immer da. Im Winter magern sie schrecklich ab, da müssen sie offenbar viel Hunger leiden, doch sobald der Mais die ersten Kolben ansetzt, kommen sie wieder zu Kräften. Leider begnügen sich die Schelme nicht damit, bloß zu nehmen, was sie brauchen, sondern sie treten und brechen soviel zusammen, daß man am Morgen glauben könnte, es seien etliche fünfzig Stück Säulen im Maisfeld gewesen. Gewöhnlich ziehen sie schon beim ersten Morgengrauen, oft dreißig bis vierzig zusammen, auf Raub aus. Die kleinsten Afflein werden dabei von den größeren auf dem Rücken getragen. Diese Spitzbüben sind so schlau und so flink, daß man nur selten einen oder zwei davon erwischen kann; auch gibt es starke, mutige Kerle unter ihnen, die einen Hund in Stücke reißen. Sie fürchten eigentlich nur einen Mann, der mit einem Gewehr bewaffnet ihnen entgegentritt. Hat er keine moderne Waffe, so fragen sie wenig nach ihm, und Kinder, die zeitweilig zum Maishütten verwendet werden, fürchten sie schon gar nicht.

Ich selbst ritt eines Tages auf meinem „Bläck“ (Mausel) von „St. Barbara“ nach Triashill. Da kommen mir auf offener Straße wohl etliche dreißig Affen entgegen. Ich schreie ihnen zu, nehme den Hut ab und fuchtele damit in der Luft herum, doch das geniert sie wenig. Sie kommen furchtlos auf mich zu, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht plötzlich mein tapferer „Bläck“ Rehrt gemacht und einen Trab eingeschlagen, als wären ihm zwanzig Löwen auf der Ferse.